Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 30

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641554

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

27. Rapitel.

Drei Tage später bestiegen Milica und ich einen Dampser. Obschon sie es mir nie gestand, ich wußte, daß sie mich auch nach meiner Freisassung für Lawrences Mörder gehalten hatte. Erst die Verhaftung der Stewardeß und ihr Geständnis besreiten Milica von dem surchtbaren Alpdruck.

Später sagte ich mir, daß Millica, so lange sie mich für den Schuldigen gehalten hatte, dauernd darunter gelitten haben

mußte, die Ursache dieser Tat gewesen zu sein.

Die Fahrt auf dem türkischen Dampser, der uns nach Stambul bringen sollte, war für uns beide wenig erfreulich. Wir litten insgeheim darunter, daß jeder den anderen verdächtigt hatte. Außerdem hatte ich aber ein Schuldbewußtsein gegenüber Marianne: hier suhr ich mit einem schonen Mädchen, in das ich noch vor kurzem bis über beide Ohren verliebt gewesen war und sie, der ich meine Befreiung aus dem Gefängnis verdankte, hatte die Reise nach Europa allein machen müssen. Dieses neue stärkere Gefühl, das mich seit den Tagen von Beirut mit Marianne verband, machte mich Milica gegenüber unsicher. Und auch sie war nicht mehr so, wie sie auf der Pacht sich mir gezeigt hatte. Die Stunden des Beisammenseins hatten oft etwas Quälendes für uns beide.

Am Tage unserer Ankunft in Stambul erhielt ich ein Telegramm. Es kam von Marianne. Ich hatte ihr vor meiner Abreise aus Beirut in einer Depesche das inzwischen Geschehene

turz mitgeteilt.

Als ich die innigen Worte, mit denen Marianne ihrer Freude über meine völlige Rehabilitierung Ausdruck verlieh, gelesen hatte, empfand ich eine tiese innerliche Beunruhigung. Ich fühlte deutlich, ich konnte mir Marianne aus meinem Lesben nicht mehr fortdenken.

Bon Stambul aus setzten wir unsere Reise mit dem Drientexpreß fort. Wir wollten so schnell als möglich an die

Riviera fommen.

Bis Budapest blieben wir allein. Bon dort ab wurde es eine Reise zu dritt.

Milica und ich hatten fast gleichzeitig die elegante, breitschultrige Gestalt erblickt, die, gesolgt von einem Gepäckträger, die Wagenreihe entlangschritt.

Als Jack Lowell uns erspähte, kam er mit strahlender Wiene auf uns zu.

"Miß Borgholm, das nenne ich ein Glück! How do you do, Mister Weindal?" Er schüttelte unsere Hände.

Bährend der Gepäckträger die Koffer in unserem Abteil unterbrachte, beobachtete ich Milica und Lowell mißtrauisch. Ich wollte an die Zufälligkeit dieser Begegnung nicht recht glauben.

Ich hatte für Lowell vom ersten Augenblick an wenig Auneigung. Ich gebe zu, ich tat dem jungen Manne Unrecht. Er besaß ausgezeichnete Manieren und war von einer entwaffnenden Liebenswürdigkeit. Was ich ihm jedoch am meisten übelnahm, war, daß er ebenfalls nach der Azurküste zu reisen vorgab. Was suchte ein reicher junger Amerikaner im Sommer an der Riviera?

Es erfüllte mich mit Genugtuung, daß Milicas Laune auch durch die Anwesenheit ihres jungen Landsmannes nicht viel besser wurde. Obschon sie sich mit Lowell stundenlang unterhalten konnte. Meist über Dinge, die mir fremd waren.

Einmal — ich sah später ein, wie lächerlich mein Handeln war — verließ ich recht augenfällig das Abteil. Ich blieb draußen auf dem Korridor, eine Zigarette nach der andern rauchend, bis ich vor Müdigkeit kaum noch stehen konnte.

Gerade als ich innerlich widerstrebend das Abteil erneut aufsuchen wollte, kam Milica. Anscheinend erriet sie, was in mir vorging, denn ungeachtet Lowells, strich sie mit ihrer Hand einmal leise über meinen Kopf. Diese zarte Berührung verföhnte mich selbst mit der Anwesenheit des jungen Amerikaners.

Tropdem atmete ich erleichtert auf, als wir nach langer Fahrt unser Ziel endlich erreicht hatten. Beim Abschied von unserem Begleiter fiel es mir auf, daß Lowell mit keinem Worte ein Wiedersehen erwähnte. Ohne Bedauern dachte ich, den jungen Mann das lekte Wal gesehen zu haben.

Wir waren in Nizza in den frühen Worgenstunden angelangt. Wein erster Weg führte in das Hotel auf der Promenade des Anglais, das ich mit Bolton bewohnt hatte.

Fast zwei Monate waren seit jenem Morgen vergangen, an dem ich das Hotel heimlich verlassen hatte, um auf das Hauptpostamt zu gehen. Ich fand einen mir fremden Portier, der zunächst über meine zurückgelassenen Sachen keinen Bescheid wußte. Erst als ich den Namen Bolton erwähnte, entsann sich der Mann. Er bat mich einen Augenblick zu gedulden und verschwand im Büro.

Es vergingen mehrere Minuten, ehe der Portier wiedertam. Ein unangenehmes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. Wie, wenn Bolton inzwischen verhaftet worden war?

Die Polizei würde mich dann zweifellos vernehmen. Ich war doch gemeinsam mit Bolton in das Hotel gekommen. Man würde mir erst nach langwierigen Erkundigungen glauben, daß ich von der wahren Persönlichkeit des Verbrechers keine Ahnung gehabt hatte.

Man darf nicht staunen, daß ich vor erneuten Auseinanderssehungen mit den Behörden eine Scheu empfand. Wenn man, wie ich, unter dem Verdacht, einen Word begangen zu haben, wochenlang in Untersuchungshaft gesessen hat, ist diese Scheu nur allzu verständlich.

Doch wieder einmal kam alles anders als erwartet.

"Herr Bolton hat Ihre Zimmerrechnung beglichen und Ihr Gepäck zu sich genommen", erklärte mir der Hotelportier.

Die Auskunft erfüllte mich mit einiger Erleichterung, obschon ich befürchten mußte, daß meine beiden Koffer und ihr Inhalt für mich verloren waren.

Nur um etwas zu sagen, erfundigte ich mich: "Ift Ihnen befannt. wohin Herr Bolton gereift ift?"

Keinen Augenblick erwartete ich eine andere Antwort, als daß Bolton mit unbefanntem Ziele abgereist sei.

"Herr Bolton ist noch nicht abgereist", sagte der Portier gleichgültig.

Ich dachte schlecht zu bören. "Wie, Herr Bolton befindet sich noch bier im Hotel?" rief ich.

Der Portier sah mich ein wenig überrascht an und, nach einem Blick auf die Schlüffelfächer, sagte er: "Herr Bolton ist zu Hause. Zimmer Nr. 423. Wenn Sie ihn zu sprechen wünsschen, kann ich Sie melden."

Das war das Allerlette, was ich zu hören erwartete. Alber Bolton befand sich nicht in seinem Zimmer. Er hatte sogar — wie das unberührte Bett bewies — die lette Nacht nicht im Hotel verbracht. Warum er den Zimmerschlüssel mit der großen Holzkugel nicht abgegeben hatte, war für die Hotelangestellten ein Kätsel.

Ein Rätfel, das bereits im Laufe des Tages gelüftet wurde. Bolton hatte zweifellos den Eindruck erwecken wollen, die Nacht im Hotel verbracht zu haben.

Die abends erscheinenden Blätter brachten die Kunde von der Verhaftung eines amerikanischen Detektivs: namens Bolton. Dieser war bei einem Einbruch in das Zimmer eines Hotels in Wonaco ertappt worden. Der Hausdiener hatte ihn über einen Balkon in das Zimmer einskeigen sehen und schnell die Bolizei alarmiert. Als Bolton sich erwischt sah, zog er sofort seinen Revolver. Glücklicherweise versagte die Waffe.

Das Aufregendste war für mich die Berson, bei der Bolton den Einbruch versucht hatte. "Eine reiche Amerikanerin" — Amerikanerinnen waren an der Riviera anscheinend immer reich — "Mrs. Negri war das ausersehene Opfer", hieß es.

Zwei Stunden später befanden sich Milica und ich im besagten Hotel des Städtchens Monaco. Ich hätte Milicas Mutterschwerlich wiedererkannt. Sie sah alt und außerordentlich leidend aus. Vielleicht hatte sie auch der Schreck der Einbruchsnacht sehr mitgenommen. Wutter und Tochter sanken sich in die Arme.

Ich wollte mich zurückziehen, doch Milica hieß mich bleiben. Sie stellte mich Mrs. Negri vor.

Was wir jetzt erfuhren, zeigte, daß Milicas Mutter rühriger gewesen war, als Milica angenommen hatte.

Gleich nach ihrer Ankunft hatte sich Frau Regri an ein Nizzaer Auskunftsbüro gewandt. Ohne den wahren Grund anzugeben, beauftragte sie das Unternehmen, Namen und Adressen fämtlicher im Fürstentum Monaco lebender Schiffsoffiziere zu erkunden.

War es, daß das Auskunftsbüro die "reiche" Amerikanerin schröpfen wollte, oder bestanden die Schwierigkeiten in dem Nichtbestehen einer polizeilichen Meldepslicht — Frau Negri erhielt nur langsam und sehr spärlich die gewünschten Adressen. Selbstverständlich begab sich Milicas Mutter sosort zu den von der Auskunstei nachgewiesenen Personen. Keine von ihnen hatte von einem Amerikaner — es sag nahe, daß der Gesuchte Williams unter einem anderen Namen kannte — einen Koffer zur Ausbewahrung erhalten. Mrs. Negri setzte trotzem ihre Nachsorschungen unermüdlich fort.

Wie es Bolton gelungen war, die Identität von Frau Negri zu erforschen, blieb sein Geheimnis. Jedenfalls hatte er von ihr die Herausgabe der Juwelen verlangt und sie sogar mit dem Lode bedroht. Das Erscheinen der Polizei hatte dieser schrecklichen Szene ein Ende bereitet.

Wir erfuhren später, daß der verhaftete Verbrecher sich auf die bewährte Methode verlegte, auf die ihm gestellten Fragen feine Auskunft zu geben. Daß Boltons Papiere gefälscht waren, ergab sich schnell. Die amerikanischen Behörden zeigten aber zunächst nur mäßiges Interesse für den Verhafteten.

Nach einem mißglückten Ausbruchsversuch fam Bolton vor ein französisches Gericht. Er wurde zu einer Gefängnisstrase verurteilt. Ehe er sie noch verbüßt hatte, fam das Auslieserungsgesuch. Den Beamten der Washingtoner Detektivzentrale war es gelungen, Boltons Beteiligung an einem Ueberfall auf einen Geldtransport nachzuweisen. Nach Verbüßung der Strase wurde Bolton von zwei Mitgliedern der Detektivzentrale nach den Vereinigten Staaten gebracht. Er entging nur knapp dem elektrischen Stuhl.

Dies alles erfuhr ich natürlich erft viel später.

Milica drängte ihre Mutter, deren Gesundheitszustand zu ernsten Besorgnissen Ansaß gab, ein Sanatorium aufzusuchen. Wir fanden für sie in Antibes ein stilles und nicht zu teures Erholungsheim, in das Frau Negri bereits am nächsten Tage übersiedelte.

Nun war es meine Aufgabe, die Nachforschungen nach dem mysteriösen Hüter des Schatzes fortzusetzen.

Ich tat es mehr um der beiden Frauen willen. Denn mein Glaube an das Auffinden der Juwelen war längst geschwunden.

Milica und ich sahen uns in den nächsten Tagen nur wenig. Sie hatte, um in der Nähe der Mutter zu sein, in Untibes Quartier bezogen. Ich selbst wohnte in dem kleinen Hotel in Monaco, das bereits Frau Negri als Unterkunst gedient hatte.

An einem Sonnabend nachmittag war ich nach Antibes hinübergefahren. Ich traf Milica nicht an. Während ich noch überlegte, ob ich Frau Negri einen Besuch abstatten sollte — ich besand mich in der Halle von Milicas Hotel — erblickte ich Milica in Begleitung eines jungen Herrn. Es war Jack Lowell.

Ich weiß nicht, warum ich es tat, doch ich zog mich, ehe die beiden mich noch erblickt hatten, in den Lefesaal zurück. Als ich etwas später in die Halle kam, saß Milica allein an einem Tischchen.

Mein unerwarteter Besuch erfüllte sie mit Freude. Wir verbrachten den Abend gemeinsam. Es wurde ein reizender Abend. Aber ich wartete vergebens, daß Milica den Besuch des jungen Lowell erwähnte.

28. Rapitel.

Nach zehn Tagen gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß nicht die geringste Hoffnung bestand, die gesuchten Juwesen zu finden. Zweisellos hatte Williams nicht die Wahrheit gesagt, als er behauptet hatte, die Juwesen einem Schiffsoffizier zur Ausbewahrung übergeben zu haben. Oder aber, dieser Mann befand sich nicht in Monaco!

Ich sah meine nächste Zukunst nicht gerade in rosigen Farben. Weine Barschaft ging bereits zur Neige, und weder Wilica, noch ihre Wutter verfügten über nennenswerte Gelbbeträge. Bisher hatte ich den beiden Frauen verschwiegen, daß für die Auffindung der Juwelen des Maharadschas so gut wie gar keine Hoffnung mehr bestand.

Nun war es Zeit, Mutter und Tochter reinen Wein einzuschenken. Ich konnte nicht länger an der Riviera bleiben, sondern mußte versuchen, meinen Beruf wieder aufzunehmen.

Ich fuhr nach Antibes. Schon am Bahnhof rief ich Milica an. Da fie nicht zu Hause war, begab ich mich gleich zu Frau Negri, in der Hoffnung, Milica bei ihrer Mutter anzutreffen

Mrs. Negri fam mir entgegen; es ging ihr schon bedeutend besser. Sie forderte mich auf, Plat zu nehmen. Wilica müsse jeden Augenblick kommen, sagte sie.

Wir verbrachten eine Viertelstunde mit belangloser Unterhaltung. Plötzlich fragte Frau Negri:

"Herr Weindal, sagen Sie mir ehrlich: glauben Sie noch daran, daß die Juwesen sich in Monaco befinden?"

"Nein, Mrs. Negri, ich glaube es nicht. Ich bin gekommen, um Ihnen und Milica dies zu sagen. Ich habe im ganzen Fürstentum herumgesorscht und jeden ehemaligen Seemann gesprochen. Williams — — "

Es war das erfte Wal, daß ich Williams' Namen vor Frau Negri aussprach. Milica und ich hatten das stillschweigende Ubkommen getroffen, Frau Negri gegenüber niemals von Williams zu sprechen.

Die Erwähnung des Mannes schien aber die Frau weniger zu erschüttern, als ich befürchtet hatte.

"Ich glaube nicht, daß Williams mich belogen hat", erwiderte sie ruhig. "Er hatte sogar in einem seiner letzten Briefe eine versteckte Anspielung auf den Mann gemacht, dem er den Koffer mit den Juwelen übergeben hatte . . .!"

Sie schritt zu dem Schrank und holte eine Kassette hervor, die sie mit einem kleinen Schlüssel aufschloß. Briese kamen zum Borschein. Es berührte mich sonderbar, daß Frau Negri die Briese des Toten wie eine Reliquie ausbewahrte. Für sie war Williams kein Verbrecher. Während sie in den Briesen blätterte, sach ich beiseite.

"Hier ist die Stelle", hörte ich Frau Negri sagen, "ich werde sie Ihnen übersetzen . . ."

"Ueberseten?"

"Ja, Williams — er hieß ursprünglich Guilelmo — war Italiener. Obschon er in den Vereinigten Staaten zur Welt kam, blieb italienisch seine Muttersprache."

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin. Denn ich hatte durch das Fenster Milica erblickt und in ihrer Begleitung — Jack Lowell. Sie verabschiedeten sich gerade. Lowells leuchtender Blick hing unverwandt an Milica. Es schien, als könne er sich von ihrem Anblick gar nicht trennen.

"So, so, Italiener war er . . ." erwiderte ich ganz mechanisch. Wein Gehirn hatte das Gehörte aufgenommen, aber nicht erfaßt.

"Ihre Tochter kommt", sagte ich zu Frau Negri.

Sie begann die Briefe schnell fortzuräumen. Nervös ertlärte sie: "In dem Brief steht, daß der Roffer bei jenem Seemann gut ausbewahrt sei . . .!" Frau Negri legte die Kassette in den Schrank zurück.

Als Milica mich erblickte, schien sie ein wenig überrascht.

Oder war sie verlegen?

Nach der Begrüßung sagte sie: "Ich bin soeben Jack Lowell begegnet . . . er läßt Dich grüßen . . . "

Schluß folgt.